

Double Bind

Elternporträt mit Spannungsbogen: Wie Ivette Löcker in *Was uns bindet* von ihrer Familie erzählt

Luftaufnahmen einer verzerrten Welt mit Straßen, Häusern, Rasenflächen und Waldbeständen: Die Heimat sieht befremdlich aus. Schnitt auf das Gesicht der Filmemacherin, die sich in einer Art Zwangslage zu befinden scheint: Sie liegt eingespannt, mit Blick nach unten, auf einem Massagebett. Jedes Mal, wenn sie heimkehre zu den Eltern, in den Lungau, den Ort ihrer Kindheit, erklärt sie, träten bei ihr Rückenschmerzen auf. Die Masseurin versucht sie zu lockern, die Patientin schließt die Augen. Die Erzählung beginnt, ihr Spannungsbogen ist vorgezeichnet.

Aber erst wird noch eine Gartenidylle zelebriert, in aller Grandezza. Aus dem Off singt Flora Purim ein harmoniesüchtiges Liebeslied von Chick Corea („In my life / nothing seems so right / as to be with you“), während Mama stark verlangsamt die Gießkanne über üppigen Blüten schwingt und Papa energisch den Rasen mäht. Die Rollenverteilung ist klassisch: Sie pflegt die Pflanzen, macht die Betten, kocht Erdbeeren ein und duscht den Hund, er wartet die Maschinen und schneidet mit der Kettensäge tief ins Holz der Bäume. Zeitlupe, Jazz und Gartenpracht: Der Frieden ist selbstverständlich fragil, schlag' nach bei Bruce Baillie (*All My Life*, 1966) und David Lynch (*Blue Velvet*, 1986). Der lichtblaue Himmel weist schon ins Jenseits voraus, und im Erdreich unter dem Gras tobt, auch dies wissen wir aus dem Kino, der Krieg der Käfer. Das hohe Maß an Stilisierung im Prolog dieses Films ist eine schöne, aber falsche Fährte; der Rest ist zarte Familientherapie.

Was uns bindet: Beziehungsarbeit und Freiheitsberaubung klingen in dem Titel, den Ivette Löcker ihrem jüngsten Werk gegeben hat, gleichberechtigt an. In der Kombination von Zuneigung und gegenseitiger Unterdrückung liegt der familiäre double bind. Indem die Regisseurin ihr Thema also demonstrativ ins Allgemeine hebt, gewinnen die tragikomischen Betrachtungen des Lebens ihrer Eltern noch an Ambivalenz; auch wenn hinter den Fassaden der „Normalität“ wie stets der Spezialfall, das Individualschicksal liegt. Die sehr persönliche Geschichte, die Löcker ausbreitet, spielt in den Salzburger Bergen, in St. Michael im Lungau. Sie geht von einer Erbschaft zu Lebzeiten aus. Als die Eltern den Töchtern ihre Häuser überschreiben, reagiert die Filmemacherin, wie sie schreibt, mit Atemnot. „Gerade als ich geglaubt habe, endlich mit meinen Gefühlen für meine Eltern und meine Herkunft im Reinen zu sein, vererbt mein Vater mir zur Hälfte sein altes, baufälliges Bauernhaus. Das Erbe aus Stein soll mich wieder an jenen Ort binden, in dem ich aufgewachsen bin. Ich merke: Die Auseinandersetzung

mit meiner Familie hat nicht aufgehört.“ Sie beginnt ihre Eltern neu zu sehen. Davon handelt *Was uns bindet*.

Irene und Werner Löcker nehmen vor der Kamera Platz, stellen sich zur Verfügung. „So, jetzt frag'! Um was geht's?“, wirft der Vater ungeduldig ein. Seine Tochter spricht die Vorgeschichte seiner Ehe an. Man habe sich eben früh kennengelernt, war zu jung, noch nicht reif, „dann hat das Schicksal seinen Lauf genommen“. Und irgendwann sei es „wohl zu Hause nicht mehr so interessant“ gewesen, lacht seine Frau neben ihm nervös; man sieht, dass sie sich mit dem Thema unwohl fühlt, und er meint, der Hausbau sei „der größte Fehler“ gewesen. So sei „das Leben immer weniger worden“, und er habe sich halt eine Freundin gesucht, was Irene spöttisch kontert mit „immer wieder eine“.



Mitschiel

Wie einen Berserker führt Ivette Löcker ihren Vater in den Film ein: Hinter dem Rasenmäher schwitzt, stößt und grimassiert er, eine animalische Kraft, der kaum beizukommen ist. Von seiner Frau, die subtiler, aber auch strategischer agiert, lebt er seit fast 20 Jahren getrennt – allerdings nur halbherzig; er bewohnt den kahlen Keller des gemeinsamen Hauses, gegen die täglichen Kontakte und gemeinsamen Mahlzeiten haben aber offenbar beide nichts einzuwenden. „Was verbindet euch noch?“, fragt die Regisseurin sanft. In erster Linie die Kinder, sagt der Vater, aber er wisse „so gesehen auch nicht, was wirklich dahinter ist, dass wir immer noch so sehr beieinander sind. Sagen wir halt so: Ein paar Jahre noch, und dann ist sowieso alles vorbei.“ Verdrängung und Fatalismus sind gute Partner. Die Mutter beantwortet die Frage anders: „das Haus vielleicht“, das sie seit 39 Jahren gemeinsam bewohnen, aber auch sie weiß es nicht wirklich. „Wir sind getrennt und doch nicht so ganz allein.“

Die Einsamkeit ist Ivette Löckers zentrales Thema. In Nachtschichten (2010) nahm sie das (elektronisch überwachte) Leben im winterlichen Berlin nach Einbruch der Dunkelheit ins Visier, wo sich Sprayer, Obdachlose, Clubbesucher, Wachbeamte, Kleinkriminelle und andere Einzelgänger tummeln. Wenn es blendet, öffne die Augen (2014) zeichnete das empathische, seiner Nähe zum Tod wegen auch schwermütige Porträt eines jungen russischen Jungepaars, das sich allen Widrigkeiten zum Trotz erstaunlichen Lebensmut erhalten hat. Eine Paarstudie ist nun auch Was uns bindet geworden, eine Arbeit der Intimität. Die Filmemacherin nimmt sich selbst nicht aus dem Spiel, tritt vor die Kamera, an die Seite der Eltern und ihrer Schwestern. Man mag das mutig nennen, weil es natürlich bedeutet, noch mehr über sich preiszugeben, als eine filmische Erzählung, die von den eigenen Eltern handelt, ohnehin schon vermittelt. Aber Löckers Präsenz in Was uns bindet mutet dann doch erstaunlich selbstvergessen an. Einmal stockt sie und beginnt zu weinen, als sie ihrer jüngsten Schwester, mit der sie per Skype verbunden ist, davon berichtet, dass der Vater ihr anvertraut habe, dass er gerne noch eine neue Partnerschaft gehabt hätte. Die Widersprüchlichkeit der Gefühle, die man den Eltern gegenüber hegt, wird nicht nur in dieser Szene deutlich: Der Raum zwischen Mit- und Schuldgefühl ist noch unergründlicher als die Frage, wie man mit Wut und Enervierung angesichts bestimmter familiärer Dynamiken umgehen soll.

So sehr der Vater durch sein oft ruppiges, selbstgerechtes Verhalten zur zentralen Figur avanciert, so bedeckt hält sich die Mutter, die wortkarg, aber meist mit sphinxhaftem Lächeln auf die Zumutungen ihres Mannes reagiert. Ivette Löcker protokolliert die brüchige Kommunikation in ihrer Familie, auch den Verlust an Humor; man ringt um die Worte, weist einander zurecht, bleibt zu oft phrasenhaft, und viel zu besprechen gibt es meist ohnehin nicht – oder eben: An die Dinge, die es zu besprechen gäbe, wagt man sich nicht heran. Stattdessen setzt es Sticheleien und Stellvertreterkleinkriege um Hundefutter und Wurstqualität. Im Guten erreiche man daheim nichts, meint Werner einmal brüsk. Defätismus weckt den Impuls zur Flucht: Alle drei Schwestern haben sich auf je eigene Weise distanziert vom Ort der Kindheit.

Es wird mehrmals geweint in diesem Film, aber stets sehr still, manchmal kaum merklich. Man fasst sich schnell wieder, die Traurigkeit der Verhältnisse ist dennoch unmissverständlich. Eine Sequenz zeigt Ivette Löckers Reise mit der Mutter in das slowenische Dorf, aus dem diese stammt, das sie aus materieller Not als 14-Jährige gen Österreich verlassen musste. Der Schmerz des einstigen Abschieds hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Auch die Ausflüge des Vaters zeichnet der Film auf: den kurzen Trip zu einem ländlichen Kostümfest, bei dem er naturgemäß die Gelegenheit zu einem unzweideutigen Flirt ergreift, und die längere Reise zur Mailänder Expo, wo er über sein verpasstes Leben nachdenkt: Hätte er sich doch lieber scheiden lassen, weggehen sollen von zu Hause? Was uns bindet ist sehr deutlich auch ein Film über den Tod.

In einer Szene beobachtet Werner Löcker die lokalen Paragliders, bewundert ihren Absprung in die Freiheit. In einer anderen Bild wirkt Irene in der Spiegelung der Küchentür transparent wie ein Phantom. Was uns bindet hat eine Vorliebe für metaphorische Bilder – wie auch jenes, in dem der kleine Hund der Mutter, der sich leidenschaftlich (und ziemlich rücksichtslos) für den Hasenkäfig im Hof interessiert, gut gelaunt in einen der leeren Nebenzwinger springt, um

festzustellen, dass er darin nun ebenso fest sitzt wie das Pelztier, das er bislang nur aus Sicht eines Nichtinhaftierten beobachten konnte. Dem Abspann ist übrigens zu entnehmen, dass der Hase im Löcker'schen Hof so heißt wie der Vater: Werner.

Am Ende fährt die Regisseurin ab, zurück in ihr eigenes Leben, begleitet von Angela Tröndles Gesang (Second Skin), aber kurz bevor der letzte Schnitt des Films kommt, lächelt sie am Steuer ihres Wagens noch. Vielleicht, weil die Dinge ein wenig klarer geworden sind: die Welt hat sich entzerrt.